

Andreas Luckner / Sebastian Ostritsch (Hg.)

Philosophie der Existenz

Aktuelle Beiträge von der Ontologie
bis zur Ethik

ABHANDLUNGEN ZUR PHILOSOPHIE



J.B. METZLER

Abhandlungen zur Philosophie

In dieser Reihe erscheinen Monographien und Sammelbände zur Philosophie bzw. zu angrenzenden oder die Fachgrenze überschreitenden Themen. Klassische Gebiete sollen neu abgesteckt, aktuelle Felder bearbeitet und innovative Fragen formuliert und zur Diskussion gestellt werden.

Wir freuen uns über Ihr Interesse und Ihren Vorschlag!

Weitere Bände in der Reihe

<http://www.springer.com/series/15906>

Andreas Luckner · Sebastian Ostritsch
(Hrsg.)

Philosophie der Existenz

Aktuelle Beiträge von der Ontologie
bis zur Ethik



J.B. METZLER

Hrsg.

Andreas Luckner
Universität Stuttgart
Stuttgart, Deutschland

Sebastian Ostritsch
Universität Stuttgart
Stuttgart, Deutschland

Abhandlungen zur Philosophie

ISBN 978-3-476-04879-0

ISBN 978-3-476-04880-6 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-476-04880-6>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J.B. Metzler

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, ein Teil von Springer Nature 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Satz und Herstellung: le-tex publishing services GmbH

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Einleitung

„To be or not to be, that is the question“. Mit diesen Worten lässt William Shakespeare seinen Protagonisten Hamlet einen der wohl berühmtesten Monologe der Dramengeschichte beginnen. Bei Hamlets Frage nach Sein oder Nichtsein geht es klarerweise darum, ob es besser sei, als vom Leid geplagter Mensch weiterzuleben oder zu sterben. Hamlet selbst rückt letztlich vom Suizid ab. Denn wer wisse schon, ob der Tod wirklich das erhoffte Nichtsein bringe? Vielleicht führe des Schlafes Bruder ja auch Träume mit sich, die es zu fürchten gilt. Es ist diese Furcht, die Hamlet dazu bringt, die Übel des Lebendigseins den Verlockungen der Totenruhe vorzuziehen.

Sieht man von den spekulativen Hypothesen über ein Nachleben ab, wie Hamlet sie anstellt, dann scheint die Frage nach Sein oder Nichtsein nicht nur schwerer, sondern unverständlich zu werden: Wie sollte man denn abschätzen können, ob es besser oder schlechter sei, *nicht zu sein*?

Die meisten von uns können sich bestimmt eine Welt vorstellen, in der es uns jeweils nicht gäbe. Existenz, so würden hier manche Philosophen sagen, ist eben eine Eigenschaft, die zwar ausnahmslos jedem Seienden zukommt, aber nur kontingenterweise. Anders ausgedrückt: Es gibt keine metaphysische Notwendigkeit, dass ein bestimmtes Individuum existiert, also auch ich nicht. Und dennoch: Insofern wir eben schon *Seiende sind*, existieren wir auch und können daher *als Seiende* nicht *nicht* existieren. Es ist für uns jeweils als Individuen nicht denkbar, dass wir nicht existieren. Genauer: Wir haben keinen Begriff, ja noch nicht einmal eine Vorstellung davon, wie es ist, nicht zu sein.

Das Nichtsein entzieht sich unseren Versuchen, es auf gewöhnliche Weise – nämlich als irgendwie mit dem Seienden verbunden – gedanklich zu fassen. Wenn wir aber nun von nirgendwoher wissen können, was es heißt, nicht zu existieren – wie sollten wir dann jemals begreifen, was *existieren* wirklich heißt? Dieses Rätsel ruft endgültig die Philosophie auf den Plan.

Es ist – frei nach Hegel – die Aufgabe der Philosophie, unsere bloße Bekanntschaft mit der Welt und den Dingen in eine echte Erkenntnis zu verwandeln. Dasselbe gilt entsprechend auch für die Existenz. Bekannt ist sie uns, die wir existieren, schon immer. Erkennen jedoch müssen wir sie allererst noch.

Die Wege, die der Philosophie der Existenz bei diesem Unterfangen zur Verfügung stehen, sind so vielfältig, wie die Philosophie überhaupt: Als Ontologie begibt sich die Philosophie gewissermaßen direkt in die Höhle des Löwen. Als Sprachphilosophie und philosophische Logik bevorzugt sie den Umweg über die Art und Weise, wie wir über Existenz und Existierendes reden bzw. darüber reden sollten. Zudem kann sich die Philosophie der Existenz auch ihrer eigenen Geschichte bedienen, um im Gefolge eines großen historischen Gewährsmannes, oder aber auch in kritischer Distanz zu ihm, sich an die Entschlüsselung des Rätsels der Existenz zu wagen. Schließlich – und das wird leider allzu oft übersehen – sollte die Philosophie auch einen Weg zu der konkreten, lebenspraktischen und ethischen Dimension der Existenzfrage zurückfinden, die nicht nur Shakespeares dänischen Prinzen, sondern uns alle – ob Philosophen oder Nichtphilosophen – auf irgendeine Art und Weise bewegt.

Die Beiträge dieses Bandes, die anlässlich einer von den Herausgebern organisierten Tagung im Sommer 2018 in Stuttgart entstanden sind, spiegeln diese vielfältigen Möglichkeiten, philosophisch über Existenz nachzudenken, wider.

Den Anfang macht *Andreas Schmidt* mit dem ersten von drei philosophiehistorisch ausgerichteten Beiträgen. Schmidt rekonstruiert Thomas von Aquins Position zur Frage, was Existenz ist. Er zeichnet nach, dass sich nach Thomas die Existenz zusammengesetzter Entitäten, die aus Existenz und Wesen bestehen, nicht denken lässt ohne eine Entität, bei der Existenz und Wesen zusammenfallen. Diese Entität ist für Thomas Gott. Dass die Existenz das Wesen Gottes ausmacht, bedeutet, dass Gott reine Existenz ist. Die Existenz der Geschöpfe denkt sich Thomas letztlich als das Resultat einer Art Selbstbeschränkung der reinen Existenz (= Gott).

Um die Identität von Gott und Existenz geht es auch im Aufsatz von *Sebastian Ostritsch*. Bei ihm bildet jedoch Spinoza den philosophiehistorischen Bezugspunkt. Ostritsch erörtert die Frage, wie sich die mit Gott identische Existenz, die zeitlos-ewig ist, mit der Auffassung in Einklang bringen lässt, dass endliche Dinge auf eine zeitliche Weise existieren, d. h. entstehen und vergehen. Zwar weist Ostritsch den gegen Spinoza erhobenen Vorwurf des Akosmismus, dem zufolge die Welt der veränderlichen Dinge vor der Wirklichkeit der göttlichen Substanz zum bloßen Schein verblasse, zurück, zeigt aber, dass Spinoza gezwungen ist, zumindest die Zeit als A-Reihe zum illusionären Produkt unserer Vorstellungskraft zu erklären.

Im letzten der drei philosophiehistorischen Texte setzt sich *Joachim Bromand* mit Freges Überlegungen zur Existenz auseinander und zeigt, dass der verbreitete Slogan ‚Existenz ist kein Prädikat‘ der Vielschichtigkeit von Freges Gedanken zur Existenz nicht gerecht wird. Bromand weist nach, dass Frege nicht nur einen Unterschied trifft zwischen der Existenz von Gegenständen und der Existenz von Funktionen, sondern sich zudem auf eine unendliche Funktionshierarchie verpflichtet, wobei jeder Hierarchie-Stufe ein eigener Existenzbegriff eignet. Damit gerät Frege in Konflikt mit der natürlichen Sprache, weil seine Theorie keinen allgemeinen Existenzbegriff bereithält, der es erlauben würde, über alles Seiende zu quantifizieren.

Anton Koch plädiert in seinem Aufsatz dafür, Existenz nicht mit dem formalen, vom inhaltlichen Was-Sein zu unterscheidenden Sein in Gänze zu identifizieren.

Stattdessen schlägt er eine Unterscheidung zwischen dem Wahr-Sein, dem Der-Fall-Sein und der Existenz vor und argumentiert dabei für den Primat des Wahr-Seins. Auf Basis dieser dreifachen Unterscheidung formalen Seins wendet sich Koch zunächst der metaphysischen Grundfrage zu, ob es notwendigerweise der Fall ist, dass es etwas statt vielmehr nichts gibt. Im Gegensatz zu Luckner und Ostritsch, die für die Kontingenz des Übergangs vom Sein zum Seienden plädiert haben, argumentiert Koch, dass nicht nichts existieren kann und daher notwendigerweise etwas existieren muss. Schließlich schlägt Koch gegen Markus Gabriels liberale, nicht-hierarchische Sinnfeld-Ontologie vor, dass das Sinnfeld der raumzeitlichen Lebenswelt des Menschen logisch und ontologisch primär ist.

In einer ‚logischen Phänomenologie‘ untersucht *Uwe Meixner* die verschiedenen Gebrauchsweisen des Ausdrucks ‚Existenz‘ bzw. ‚existieren‘ in Bezug auf partikulare und generelle (jeweils singularische und pluralische) Terme. Dabei zeigt sich, dass sowohl eine Reduktion von generellen Existenzaussagen als auch von partikularen Existenzaussagen mit pluralischen Termen auf singularisch-partikulare Existenzaussagen nicht möglich ist. An der gemeinhin Frege zugeschriebenen Reduzierbarkeitsbehauptung kann daher nicht festgehalten werden, sofern einem an der Rettung der sprachlichen Phänomene, mit denen wir sinnvolle Existenzaussagen treffen, gelegen ist.

Dolf Rami erarbeitet in seinem Beitrag eine ausführliche Bestimmung des Verhältnisses von Existenz und Quantifikation. Im Zentrum seiner Überlegungen stehen sogenannte adaptive Quantoren. Diese unterscheiden sich von anderen Quantoren – wie etwa ‚existentiell geladenen‘ oder ‚neutralen‘ Quantoren – dadurch, dass sie ihren Gegenstandsbereich an die jeweils mit ihnen in Verbindung stehenden Prädikate anpassen. Rami argumentiert, dass adaptive Quantoren, für die im Text auch eine neuartige Semantik entwickelt wird, den konkurrierenden Theorieangeboten zur Erfassung des Verhältnisses von Existenz und Quantifikation überlegen sind.

Jakob Steinbrenner gibt in seinem Beitrag „Wo ist er denn, der Osterhase?“ leider keine explizite Antwort auf die Titelfrage; dafür wird der darüber eventuell enttäuschte Leser aber reichhaltig mit Unterscheidungen in Bezug auf die Existenz fiktiver Personen und Entitäten versorgt. Aus seiner dezidiert nominalistischen, an Nelson Goodman orientierten Perspektive auf das Existenzprädikat scheint die Nichtexistenz von Osterhasen unausweichlich zu sein.

Wenn man Werden als einen Übergang von Nicht-Existenz zur Existenz (Entstehen) bzw. als Übergang von Existenz zu Nicht-Existenz (Vergehen) konzipiert, entstehen notorisch Widersprüche, wie schon Parmenides gezeigt hat. *Erwin Tegtmeier* zeigt im Rahmen seiner Ontologie der Sachverhalte, dass diese Widersprüche vermieden werden können, ohne dass man dabei auf einen gehaltvollen Begriff des Werdens verzichten muss. In der Konsequenz erweist sich die Existenz selbst als zeitlich unbestimmt (bzw. ‚zeitlos‘).

Im letzten Beitrag dieses Bandes beleuchtet *Andreas Luckner* die ethische Dimension des Existenzbegriffs, wie sie mit dem Ausdruck ‚authentisch sein‘ angesprochen wird. Während in Bezug auf Artefakte Authentizität gemeinhin als Echtheit hinsichtlich einer (äußerlich) feststellbaren Autorschaft konzipiert wird, erweist sich die Authentizität von Personen und ihren Handlungsweisen als Er-

gebnis eines zusätzlichen eigenständigen Aktes der (Selbst-)Aneignung. Personale Authentizität zeigt sich damit als Ausdrucksform real existierender Autonomie.

Wir danken allen Personen und Institutionen, die zum Gelingen der Tagung und der Erstellung des vorliegenden Bandes, der aus Ersterer hervorgegangen ist, beigetragen haben; zuvörderst natürlich den Vortragenden und Diskutanten selber, sodann der Stadt Stuttgart, die es uns ermöglicht hat, im Tagungsraum des Hegel-Hauses die Veranstaltung in konzentrierter Atmosphäre durchzuführen, der Vereinigung von Freunden der Universität Stuttgart und der Mahle-Stiftung für die großzügige Unterstützung, Franziska Remeika vom Verlag J. B. Metzler für die freundliche und kompetente Betreuung beim Veröffentlichungsprozess und nicht zuletzt Samuel Ulbricht und Ulrike Brümmer für die Organisation der Tagung vor Ort.

Andreas Luckner und Sebastian Ostritsch
im April 2019

Inhaltsverzeichnis

Ipsum Esse subsistens. Thomas von Aquin und die existierende Existenz	1
Andreas Schmidt	
Existenz, Zeit und Ewigkeit in Spinozas Ethik	15
Sebastian Ostritsch	
Frege über Existenz und die Hierarchie der Funktionen	29
Joachim Bromand	
Sein und Existenz	47
Anton Friedrich Koch	
Die logische Phänomenologie der Existenzaussagen	67
Uwe Meixner	
Existenz und Quantifikation	89
Dolf Rami	
Wo ist er denn, der Osterhase? Überlegungen zur Bezugnahme in fiktionalen Kontexten	123
Jakob Steinbrenner	
Die Zeitlosigkeit der Existenz und das Vergehen der Zeit	141
Erwin Tegtmeier	
Was heißt (eigentlich) ‚authentisch existieren‘?	151
Andreas Luckner	

Autorenverzeichnis

Joachim Bromand ist Privatdozent an der Universität Bonn und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Mannheim. Zu seinen Arbeitsgebieten zählen die Erkenntnistheorie, die Wissenschaftsphilosophie, die Sprachphilosophie und die (Meta-)Metaphysik. In historischer Hinsicht interessiert er sich insbesondere für die Geschichte der philosophischen Gottesbeweise und die Anfänge der analytischen Philosophie.

Anton Friedrich Koch, seit 2009 Professor für Philosophie in Heidelberg; geboren 1952 in Gießen, Promotion 1980 in Heidelberg, Habilitation 1989 in München, 1993–1996 Professor für Geschichte der Philosophie in Halle, 1996–2009 Professor für Philosophie in Tübingen; Gastprofessor 2009 Emory University und 2016 University of Chicago; seit 2008 Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Andreas Luckner (Promotion 1992 an der TU Berlin, Habilitation 2001 an der Universität Leipzig) ist seit 2003 außerplanmäßiger Professor an der Universität Stuttgart. Seine derzeitigen Hauptarbeitsgebiete sind die Ethik, spez. Fragen einer zeitgenössischen Tugendethik, damit eng zusammenhängend Themen der Philosophie der Existenz, die Philosophie der Musik und die Philosophie der Technik. Bücher: *Genealogie der Zeit* (u. a. zu Hegels *Phänomenologie des Geistes*, 1994), *Martin Heidegger: „Sein und Zeit“: Ein einführender Kommentar* (1997), *Klugheit* (2005), *Heidegger und das Denken der Technik* (2007), zus. mit Sebastian Ostritsch *Existenz* (2018).

Uwe Meixner (Promotion 1987, Habilitation 1990 an der Universität Regensburg) ist ständiger wissenschaftlicher Mitarbeiter im Professorenrang am Philosophischen Institut der Universität Augsburg. Seine Hauptarbeitsgebiete sind Logik und Metaphysik – von der formalen Ontologie bis zur philosophischen Theologie –, Phänomenologie und Philosophie des Geistes, sowie die Geschichte der Philosophie.

Sebastian Ostritsch (Promotion 2014 an der Universität Bonn) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am philosophischen Institut der Universität Stuttgart. Dort forscht er im Rahmen eines eigenen DFG-Projekts zur Philosophie und Ethik der Computerspiele. Seine weiteren Forschungsinteressen liegen im Bereich der klassischen deutschen Philosophie (insbesondere bei Hegel) sowie der philosophischen Auseinandersetzung mit Zeit und Ewigkeit.

Dolf Rami, Heisenberg-Professor für Metaphysik und Philosophie der Logik am Institut für Philosophie I an der Ruhr-Universität Bochum. Habilitation in Philosophie an der Georg-August-Universität Göttingen (2015). Promotion in Philosophie an der Technischen Universität Dresden (2006). Forschungsschwerpunkte: Sprachphilosophie, Metaphysik und Philosophie der Logik. Zahlreiche Veröffentlichungen in nationalen und internationalen Fachzeitschriften. Wichtigste kürzliche Veröffentlichung: *Existenz und Anzahl*, Münster 2018.

Andreas Schmidt, Professor für Philosophie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Veröffentlichungen: *Der Grund des Wissens. Zu Fichtes Wissenschaftslehren in den Versionen von 1794/95, 1804/II und 1812*, Paderborn 2004; *Göttliche Gedanken. Zur Metaphysik der Erkenntnis bei Descartes, Malebranche, Spinoza und Leibniz*, Frankfurt a. M. 2009; Übers.: René Descartes, *Meditationen*. Dreisprachige Parallelausgabe, Göttingen 2004 (2011).

Jakob Steinbrenner, geboren in Frankfurt. Von 1976–1982 Mitarbeit an den Städtischen Bühnen Frankfurt u. a. als Regieassistent bei Hans Neuenfels. Studium der Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte in Frankfurt und München. Promotion 1994. Habilitation im Fach Philosophie in München 2002. Professurvertretungen an der LMU München, der Uni. Stuttgart und der Uni. Münster, seit Oktober 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Uni. Stuttgart. Er ist Verfasser von *Kognitivismus in der Ästhetik* (Würzburg 1996), *Zeichen über Zeichen* (Heidelberg 2004).

Erwin Tegtmeier, Studium der Soziologie, Politologie, Volkswirtschaftslehre, Osteuropäischen Geschichte und Philosophie an den Universitäten Göttingen und Frankfurt a. M. Soziologie-Diplom bei Jürgen Habermas. Thema der Diplomarbeit: Methodologische Probleme des Objektivismus in den Sozialwissenschaften. Studium der Wissenschaftstheorie und Philosophie an den Universitäten Mannheim und Heidelberg. Promotion bei Hans Albert. Thema der Dissertation: Komparative Begriffe. Eine Kritik der Lehre von Carnap und Hempel. Karin-Islinger-Preis für die Dissertation. Habilitation in Mannheim. Thema der Habilitationsschrift: Grundzüge einer kategorialen Ontologie. Thema des Habilitationsvortrags: Wissenschaftliche Variablen und Kausalität. Wissenschaftlicher Assistent bei Hans Albert. Ernennung zum außerplanmäßigen Professor an der Universität Mannheim aufgrund des Buches *Zeit und Existenz*. Forschungsgebiete: Wissenschaftstheorie, Aristotelische Tradition, Phänomenologie, Ontologie, Gustav Bergmann und Reinhardt Grossmann.



Ipsum Esse subsistens. Thomas von Aquin und die existierende Existenz

Andreas Schmidt

Seit Frege wird die Frage diskutiert, ob Existenz nun eine Eigenschaft erster Ordnung (also eine Eigenschaft von Dingen) oder eine Eigenschaft zweiter Ordnung (eine Eigenschaft von Eigenschaften) ist. Thomas von Aquin kann als Vertreter der ersten Position betrachtet werden – mit der Besonderheit freilich, dass es sich im Gegensatz zu gewöhnlichen Eigenschaften um eine Eigenschaft handelt, die dem Einzelding, dem sie zukommt, ontologisch vorausgeht; dazu später mehr. Dass Existenz eine *Eigenschaft* für Thomas von Aquin ist, könnte man vielleicht bestreiten;¹ und tatsächlich steht diese Klassifizierung der Existenz bei Thomas von Aquin nicht im Vordergrund. Dennoch gibt es eine ganze Menge von Textbelegen, die diese Auffassung nahelegen. In *De potentia* spricht Thomas von Aquin davon, dass Existenz den geschaffenen Dingen „inhäriert“, was ja normalerweise nur Eigenschaften tun („in quibus esse non est subsistens, sed inhaerens“²), in den *Quaestiones Quodlibetales* spricht er von der Existenz als einem Akzidens von geschaffenen Dingen („esse quod pertinet ad quaestionem an est, est accidens“³). Er drückt sich auch oft so aus, dass etwas „Sein hat“ („habet esse“⁴), was ebenfalls nahelegt, dass man Sein haben kann, so wie man Weisheit haben kann.

Der zentrale Text, auf den ich mich in diesem Aufsatz stützen möchte, ist *De ente et essentia*, geschrieben zwischen 1254 und 1256. Thomas von Aquin hat sich nie systematisch in einem längeren Text darüber geäußert, was er unter Existenz oder Sein versteht; man muss sich seine Theorie zu diesem Thema aus einer Vielzahl von Einzeläußerungen erschließen. *De ente et essentia* kommt einer systematischen Darstellung vielleicht noch am nächsten, zumindest gilt dieser Text als

¹ So z. B. Davies 1997, 514.

² Thomas von Aquin 1980, Bd. 3, 241 (= *De pot.*, 013 QDP qu7 ar2 ra7).

³ Thomas von Aquin 1980, Bd. 3, 444 (= *Quaest. Quodlib.*, 019 QDL n.2 qu2 ar1).

⁴ Thomas von Aquin 1980, Bd. 3, 584 (= *De ente et essentia*, 029 OEE cp1 u. ö.).

A. Schmidt (✉)

Friedrich-Schiller-Universität Jena

Jena, Deutschland

E-Mail: andreas.as.schmidt@uni-jena.de

locus classicus zu diesem Thema. Ich werde im Folgenden zuerst die in diesem Text entwickelte Theorie der Existenz rekonstruieren und zeigen, dass sie unmittelbar theistische Konsequenzen hat (Abschn. 1 und 2). Danach werde ich auf ein Problem hinweisen, das in *De ente et essentia* offenbleibt, und unter Einbeziehung weiterer Texte ausloten, welche Lösungsmöglichkeiten sich für Thomas von Aquin anbieten (Abschn. 3 und 4).

1 Der Aufbau von *De ente et essentia*

Werfen wir einen kurzen Blick auf den Aufbau des Textes. Thomas beginnt damit, die Bedeutung der Termini ‚Seiendes‘ und ‚Wesen‘ näher zu erläutern. Was ‚Seiendes‘ betrifft, macht er folgende Unterscheidung:

„Man muß nun wissen, daß, wie der Philosoph [also Aristoteles, A. S.] im 5. Buch der ‚Metaphysik‘ sagt, das Seiende als solches auf zweifache Weise ausgesagt wird: auf eine Weise so, daß es in zehn Kategorien eingeteilt wird, auf eine andere Weise so, daß es die Wahrheit der Aussagen bezeichnet. Der Unterschied dazwischen aber ist, daß auf die zweite Weise all jenes, worüber eine bejahende Aussage gebildet werden kann, Seiendes genannt werden kann, auch wenn jenes nichts in der Wirklichkeit meint; auf diese Weise werden Ermangelungen und negative Bestimmungen Seiendes genannt: wir sagen nämlich, daß die Bejahung der Verneinung entgegengesetzt ‚ist‘ und daß die Blindheit im Auge ‚ist‘. Aber auf die erste Weise kann nur das, was etwas in der Wirklichkeit meint, Seiendes genannt werden. Daher sind Blindheit und dergleichen kein Seiendes auf die erste Weise.“ (Thomas von Aquin 1987, § 1, 5 f.)

Thomas von Aquin greift hier auf Aristoteles zurück (Aristoteles, Met. V, cap. 7, 1017a22–35). Was den ersten Sinn von Sein betrifft, so gibt es nach Aristoteles zehn verschiedene Arten von Prädikaten, und jedem dieser Prädikate entspricht, so zumindest die Deutung bei Thomas von Aquin, etwas Seiendes an der Sache, von der das Prädikat ausgesagt wird. An der Sache können wir gemäß den zehn aristotelischen Kategorien ihre Substanz, ihre Quantität, ihre Qualität, ihre Relation zu anderem, ihren Ort, ihre Zeit, ihre Lage, dasjenige, was sie hat, ihre Tätigkeit und ihr Erleiden unterscheiden.⁵ Den zehn Kategorien entsprechen also zehn Arten von Seiendem. Daneben, so Thomas von Aquin, gibt es noch eine andere Verwendungsweise von ‚Seiendes‘; Seiendes in diesem *zweiten* Sinn ist alles, von dem bejahende Aussagen gemacht werden können. Die Klasse des Seienden in *diesem* Sinn ist weiter als die Klasse des Seienden im ersten Sinn: Natürlich können wir von allem, was an den Dingen zur Substanz, Quantität, Qualität etc. gehört, bejahende Aussagen machen; aber es gibt auch etwas, von dem wir bejahende Aussagen machen können, obwohl es nach der aristotelischen Ontologie *nicht wirklich existiert*, z. B. Blindheit. Wir können natürlich wahrheitsgemäß sagen, Blindheit betreffe das Auge, Blindheit werde durch den grünen Star verursacht, Blindheit habe Homer heimgesucht etc., und insofern hat Blindheit Sein in diesem weiten Sinn. Aber Blindheit *existiert* in der aristotelischen Ontologie nicht eigentlich. Was existiert,

⁵ Siehe dazu Kenny 2002, 2 f.

ist nach Aristoteles das Sehvermögen, das manche haben und andere nicht, und Blindheit ist nur die Abwesenheit von Sehvermögen. Abwesenheiten aber existieren nicht. Wenn wir von Blindheit reden, als sei sie etwas Existierendes, ist das nur eine *façon de parler*. Man könnte auch fiktive Entitäten wie Sherlock Holmes denken. Seiende dieser zweiten (weiten) Art sind also lediglich Gegenstände bejahender Aussagen, ob sie nun tatsächlich existieren oder nicht – insofern ist auch Sherlock Holmes ein Seiendes in diesem ganz weiten Sinn; Seiende der ersten Art sind dagegen nur Gegenstände, die existieren, wobei es eben, wie gesagt, zehn verschiedene Kategorien von solchen Gegenständen gibt. Der Sinn von ‚Seiendes‘, der Thomas von Aquin in *De ente et essentia* interessiert, ist ausschließlich dieser erste, derjenige also, der in die zehn Kategorien eingeteilt wird, und bei diesen wiederum gibt es ein Privileg der Substanzkategorie: Das Seiende, das unter diese Kategorie fällt, ist das primäre Seiende.⁶ Das ist also der erste Schritt, den Thomas von Aquin hier macht: Eine Unterscheidung von zwei Seinssinnen und eine Hierarchisierung dieser Seinssinne. Anschließend führt er den Begriff des Wesens ein:

„Wesen [bezeichnet] für alle Naturen, aufgrund deren verschiedenes Seiendes unter verschiedene Gattungen und Arten gebracht wird, etwas Gemeinsames [...], so wie Menschhaftigkeit das Wesen des Menschen ist.“ (Thomas von Aquin 1987, § 1, 7)

und es geht im Rest des Textes im Grunde nur noch um das Wesen, nicht mehr um das Seiende – insofern ist der Titel *De ente et essentia* vielleicht nicht ganz treffend. Das Wesen wird nun im Rest des Textes eingeteilt in das Wesen, wie es in zusammengesetzten Substanzen vorkommt (§§ 2–3), das Wesen, wie es in einfachen Substanzen vorkommt (§§ 4–5), und schließlich das Wesen, wie es in Akzidentien (also dem nicht-substantiellen Seienden) vorkommt (§ 6).

Mich interessiert nun die Passage, in der Thomas von Aquin auf das Wesen in einfachen Substanzen eingeht – das geschieht in § 4. Unter ‚zusammengesetzten Substanzen‘ versteht er Substanzen, die zusammengesetzt sind aus Form und Materie. Einfache Substanzen sind für ihn Substanzen, die reine Formen sind. Woran denkt Thomas von Aquin hier? Reine Formen sind z. B. die Seelen, die vom Körper losgelöst sind, also die Seelen zwischen Tod und Auferstehung; aber auch Engel, die nie einen Körper hatten und, meint Thomas von Aquin, auch keinerlei ‚spirituellen‘ Körper haben. In diesem Kontext – und jetzt nähern wir uns langsam unserem eigentlichen Thema – argumentiert Thomas von Aquin nun für die These, dass diese einfachen Substanzen in einem anderen Sinn durchaus komplex sind. Zwar bestehen sie nicht aus Form und Materie – aber sie bestehen aus Wesen und Existenz, die bei ihnen zwei verschiedene Bestandteile sind. Nur bei Gott fallen sie zusammen, nicht jedoch bei den Geschöpfen. Hier ist nun die Stelle, an der uns Thomas von Aquin etwas darüber sagt, was seiner Auffassung nach unter ‚Existenz‘ zu verstehen ist.⁷

⁶ „Seiendes [wird] ohne Einschränkung und in erster Linie von Substanzen, in zweiter Linie und gleichsam in gewisser Hinsicht von Eigenschaften ausgesagt“ (Thomas von Aquin 1987, § 1, 9).

⁷ Die folgende Interpretation ist in ihren Grundzügen der Rekonstruktion des Arguments in MacDonald 1984 verpflichtet.

2 Die Zusammensetzung aus Wesen und Existenz

2.1 Das Argument

Thomas von Aquin geht im Folgenden so vor, dass er von existierenden Dingen ausgeht und sich fragt, was ihre ontologischen Bestandteile sind.⁸ Er schreibt Folgendes:

„Was nämlich auch immer [an einer Sache] nicht zum Verstehen des Wesens oder der Washeit gehört, das ist etwas, das von außen kommt und eine Zusammensetzung mit dem Wesen bildet, weil kein Wesen ohne das, was die Teile seines Wesens sind, verstanden werden kann. Jedes Wesen oder jede Washeit aber kann verstanden werden, ohne daß etwas über seine (ihre) Existenz verstanden wird: ich kann nämlich verstehen, was ein Mensch oder ein Phönix ist, und dennoch nicht wissen, ob er Existenz in der Wirklichkeit hat. Also ist offenbar, daß Existenz etwas anderes ist als Wesen oder Washeit.“ (Thomas von Aquin 1987, § 4, 49, Übers. verändert)

Das Argument lässt sich folgendermaßen rekonstruieren:

- (1) Zu einer Sache gehört, neben dem Wesen, Existenz.
- (2) Was zu einer Sache gehört ist (a) entweder Teil des Wesens oder (b) etwas, das von außen zum Wesen hinzukommt und eine Zusammensetzung mit dem Wesen bildet.
- (3) Also ist die Existenz einer Sache entweder das eine oder das andere: entweder Teil des Wesens oder etwas, das von außen zum Wesen hinzukommt und eine Zusammensetzung mit dem Wesen bildet.

Die erste Möglichkeit kann Thomas von Aquin aber ausschließen:

- (4) Kein Wesen kann verstanden werden, ohne dass seine Teile verstanden werden.
- (5) Jedes Wesen kann verstanden werden, ohne dass seine Existenz verstanden wird.
- (6) Also kann die erste Alternative ausgeschlossen werden. Die Existenz einer Sache ist nicht Teil des Wesens dieser Sache.
- (7) Also ist die zweite Alternative korrekt. Die Existenz einer Sache kommt von außen zum Wesen hinzu und bildet eine Zusammensetzung mit dem Wesen.

Damit wäre nun bereits gezeigt: Einfache Substanzen sind in dieser Hinsicht also nicht einfach.

⁸ Ich lese den ersten Satz so: (a) Was nicht zum Verstehen des Wesens gehört, gehört auch nicht zum Wesen, und (b) wenn es nicht zum Wesen gehört (aber der Sache zukommt), kommt es von außen zum Wesen hinzu. Der weil-Satz („weil kein Wesen ohne das, was die Teile seines Wesens sind, verstanden werden kann“) begründet (a). Wer ein Wesen versteht, versteht auch die Teile des Wesens, d. h. das Verstehen des Wesens enthält das Verstehen aller Teile des Wesens. Gibt es etwas, das (der Sache zukommt aber) nicht im Verstehen des Wesens der Sache enthalten ist, dann ist es auch kein Teil des Wesens der Sache, es gehört also nicht zum Wesen der Sache. Die Ergänzung in eckigen Klammern folgt MacDonald 1984, 160; diese Ergänzung wurde auch übernommen in Kenny 2002, 34.

2.2 Vervollständigung des Arguments

Damit scheint das erste Ziel schon erreicht zu sein. Aber Thomas von Aquin besinnt sich und er weist nachträglich darauf hin, dass es noch eine dritte Möglichkeit gibt: die Möglichkeit nämlich, dass Wesen und Existenz identisch sind. Wir müssen die Alternativen also reformulieren:

- (2*) Was zu einer Sache gehört ist (a) entweder Teil des Wesens oder (b) etwas, das von außen zum Wesen hinzukommt und eine Zusammensetzung mit dem Wesen bildet, oder (c) identisch mit dem Wesen.

Letzteres ist in der Tat bei Gott der Fall, Thomas von Aquin kann also nicht argumentieren, dass die dritte Alternative unmöglich ist. Gott ist absolut einfach, bei ihm sind Wesen und Existenz nicht verschieden. Er muss also einen anderen Weg gehen, um diese Möglichkeit für *geschaffene* Dinge auszuschließen. Thomas argumentiert zu diesem Zweck folgendermaßen:

- (1) Wenn es etwas gibt, bei dem Wesen und Existenz identisch ist, dann handelt es sich um ein *singulare tantum*, etwas, das es nur einmal geben kann.
- (2) Nun gibt es aber viele Dinge. (Nehmen wir an, es gibt zwei Dinge. Dann ist mindestens ein Ding von diesem *singulare tantum* verschieden; vielleicht auch beide, da wir ja noch keine Gewähr haben, dass ein derartiges *singulare tantum* wirklich existiert.)
- (3) Also: Es gibt Dinge, die von diesem *singulare tantum* verschieden sind und bei jedem Ding, das von diesem *singulare tantum* verschiedenen ist, gilt, dass seine Existenz von außen zum Wesen hinzutritt.

Aber warum kann es etwas, bei dem Wesen und Existenz identisch sind, nur einmal geben? Warum ist (1) wahr? Das ist die Prämisse, für die ausführlicher argumentiert werden muss. Dieses Argument, wenn es denn gelingt, wäre für theologisch Interessierte höchst bedeutsam: Wäre es doch ein Beweis – nicht dafür das Gott existiert, aber, wenn Gott existiert, für den Monotheismus.

Thomas von Aquin geht nun so vor, dass er drei Arten unterscheidet, wie etwas Allgemeines vervielfältigt werden kann. Nämlich

1. durch Hinzufügung von spezifischen Differenzen; in diesem Fall vervielfältigen wir Gattungen zu einer Vielzahl von Arten derselben Gattung durch die spezifische Differenz;
2. durch Kombination mit unterschiedlichen Materien; auf diese Weise vervielfältigen sich Arten in einzelne Individuen derselben Art;
3. – das ist etwas exotischer – dadurch, dass eine Sache, die für sich besteht, auch in etwas anderem aufgenommen wird. Thomas von Aquin denkt hier an das Verhältnis platonischer Ideen zu ihren Exemplifizierungen in Einzeldingen. Wird zum Beispiel das Schöne an sich exemplifiziert durch ein schönes Ding in der Erscheinungswelt, dann bleibt das Schöne an sich bestehen und im schönen Ding taucht zusätzlich ein davon unterschiedenes weiteres Schönes auf.

Wenn aber Wesen und Existenz identisch sind, kann das Wesen auf keine dieser Arten vervielfältigt werden. Wenn in einer Sache Wesen und Existenz identisch sind, dann ist die Wesensbestimmung dieser Sache durch die Existenz bereits erschöpft; nichts anderes kommt ihm zu. Es ist *reine* Existenz – ohne Zusatz.

Die Argumente sind dann relativ einfach zu verstehen. Erstens: Wenn wir die Gattung einer Sache weiter unterteilen durch Einführung spezifischer Differenzen, dann werden die Wesensbestimmungen der Sache immer weiter angereichert, bis die Spezifizierung abgeschlossen ist. Die unterste Spezifizierung – die *species infima* – ist ein Komplex aus Bestimmungen, der das eigentliche Wesen der Sache ausmacht. Aber wir haben ja gerade gesagt, dass im Fall einer Sache, bei der Wesen und Existenz identisch sind, das Wesen reine Existenz ohne Zusatz ist. Also fällt die erste Möglichkeit der Pluralisierung aus.

Zweitens: Wenn eine Sache eine Zusammensetzung mit einer Materie bildet, um sich zu individualisieren, dann gehört neben der Form auch diese Abhängigkeit von der Materie zum Wesen der Sache; anders gesagt: die Materialität muss in der Definition erwähnt werden (siehe Thomas von Aquin 1987, § 2, 11).⁹ Wenn das der Fall ist, dann ist das Wesen aber wieder etwas Komplexes, es besteht aus Form und Materie und ist nicht mehr einfach, bestehend nur aus reiner Existenz.

Im dritten Fall, den Thomas von Aquin nicht mehr eigens bespricht, gilt dasselbe: Wenn die Idee in einem sinnlichen Gegenstand exemplifiziert ist, dann setzt das ein Hinzutreten einer Materie voraus. Dann aber muss diese Materialität in der Definition erwähnt werden und die Sache ist nicht mehr einfach; sie besteht nicht mehr nur aus reiner Existenz. Wenn es also etwas gibt, bei dem Wesen und Existenz identisch sind, dann handelt es sich um ein *singulare tantum* – ein *singulare tantum*, das für Thomas von Aquin natürlich mit Gott zu identifizieren ist. Bei allem anderen sind Wesen und Existenz nicht identisch.

2.3 Komplikation: Das Regressproblem

Thomas von Aquin fügt aber noch ein Argument hinzu, das beweisen soll, dass es diese einzigartige Substanz, bei der Wesen und Existenz zusammenfallen, tatsächlich *gibt*. Bisher war davon ja noch nicht die Rede. Es wurde nur argumentiert: Wenn es so etwas gibt, dann nur ein einziges Mal. Ob es so etwas gibt, war bisher offen. Nun soll gezeigt werden, dass es etwas geben muss, bei dem Wesen und Existenz identisch sind. Dieses Argument ist für ein Verständnis des Existenzbegriffs bei Thomas von Aquin zentral.

Obwohl das Beweisziel bereits erreicht zu sein scheint, muss Thomas von Aquin diesen Schritt hinzufügen, denn aus der Zusammengesetztheit nicht-göttlicher Substanzen ergibt sich ein Regress, der nur durch diese Substanz, bei der Wesen und Existenz zusammenfallen, gestoppt werden kann. Ausgangspunkt des neuen Argumentationsschrittes sind also die Dinge, bei denen die Existenz von der Essenz

⁹ Das heißt nichts anderes, als dass materielle Dinge notwendig materiell sind.